

Beinahe ewig

Beton ist unumkehrbar

Antoine Zraggen

Ein persönlicher Rückblick des Künstlers Antoine Zraggen auf die Blütezeit der Betonkultur.

Inhaltsverzeichnis

- [Kirchliches](#)
- [Geschichtliches](#)
- [Magisches](#)
- [Korrigierendes](#)
- [Ambivalentes](#)
- [Zur Person](#)



Ich war ein Dreikäsehoch damals, Anfang 1960. Doch das Lied klingt noch heute in meinen Ohren: «Marina, Marina, Marina, ti voglio al più presto sposar!» Vom Gerüst klingender Belcanto über Vibratorenbrummen. Die Faszination, in kurzer Hose vor Sand schaufelnden Maschinenmonstern zu stehen, den schwitzenden Bauarbeitern und den singenden Maschinisten zuzusehen. Dazu mischte sich das Gefluhe im Akkord schuftender Eisenleger. Auf und ab bewegte sich im gleichmässigen Takt an den Stahlseilen hoher Kräne die graue Last, ergoss sich in die gelben Kisten unendlicher Schalungen. Wasserschlauch und Kistenbier verhinderten das Austrocknen von Kehlen und künftigen Kellerbühnen, Luftschutzkellern, Brücken, Autobahnpieten und Atomkraftwerken. Im eisernen Korsett erstarrte der Erdbrei bald zum Privatbunker tausendfach hingestreuter Einfamilienhäuschen und Wohnblockschachteln: die schweizerische Version der Maginot-Linie. Heute aber, 20 Jahre nach dem kürzlich gefeierten Mauerfall im Osten, wo die epochale Betonmauer von Volksmassen zu Boden gerissen wurde, lagern landesweit Kartoffeln, ausgediente Skiausrüstungen und Konserven - atombombensicher - im ISO-zertifizierten Betongewand. Vielleicht war für uns Schweizer Beton genau der richtige Gehülfe, um die Anbauschlacht der Weltkriegszeit mit anderen Mitteln fortzuführen. Zumindest bis zu dem Zeitpunkt, als Ölkrise und «Grenzen des Wachstums» zur existenziellen Gewissheit wurden.

Kirchliches

Liestal, Baselland, mehrheitlich protestantisches Gebiet. Eine Diasporagemeinde von Katholiken. Ich höre mich und den Spott meiner protestantischen Schulkameraden, wenn die katholische Jugend zur funkelnagelneuen Kirche gerufen wurde. Aus dem «Besenkasten-Campanile» rührte ein gewaltiges C-Dur, verdichtete sich beim Näherkommen zum Obertonrausch.

Aber vermochte das wirklich den Hader ob der neuen, ungewohnten Architektenhandschrift zu besänftigen? Das gleiche Unbehagen wie bei den Kirchen galt den kalten und «unheimeligen»

Schulhausquadern. An Wirtshaustischen liess sich kopfschüttelnd, achselzuckend und rösslistumpenrauchgeschwängert der Zweifel deponieren. Dennoch: Bei den Kirchen ging es um Sakrales, um die Frage, ob Gott auch eine Behausung aus Beton genehm war. Die obligate Reise zu Corbusiers Notre-Dame-du-Haut in Ronchamp im Reisedecko war eine beeindruckende Erfahrung. Gottes Geist für den sonntäglichen Hausgebrauch im Beton finden zu müssen, war allerdings eine andere Sache.

Geschichtliches

Später dann, erwachsen, arbeitete ich in den Semesterferien als Schaler im Akkord. Das schärfte die Sichtweise für elabourierte Goetheanumschrägen und ermöglichte die Reise nach Barcelona. In den vertikalen Mäandern der Sagrada Família entdecktes Bröckeln torpedierte damals zwar den Glauben an das Ewigkeitsversprechen des grauen Materials. Und doch: 14 000 Jahre Geschichte der hydraulischen Bindemittel lassen Ewigkeit vermuten – das römische Pantheon, Amphitheater und Aquädukte: Alle Zeugen der Baukunst wären nicht mehr da ohne die bindende Kraft des «opus caementitium». Und wenn schon von repräsentativer Architektur die Rede ist: Was dem Künstler recht ist, sei dem Staatsmann billig, ungeachtet der jeweiligen Couleur. Denn der Griff in den Zementsack gehört zum Werkzeug der Mächtigen und Privilegierten, wenn es darum geht, programmatisch zu prunken. So geschehen in Frankreich, etwa bei François Mitterrands Grande Arche. Auch dies ist Teil der Geschichte des Werkstoffs: Ohne Stahl und Beton hätte sich der Gigantismus kaum so schnell und weitreichend banalisieren können. Früher nur den ganz Mächtigen vorbehalten, ist der Landschaften verändernde Eingriff mit dem Vermerk «anything goes» (vgl. Paul Feyerabend) spätestens in den 1970er Jahren in die Werkzeugkiste jeder durchschnittlichen Vorortsgemeinde gelangt.

Magisches

Sprechen wir wieder von den schönen und magischen Seiten. Sind wir nicht alle entzückt von der Eleganz gespannter Brücken, Kuppeln und Bogen in Maillart'scher oder Isler'scher Manier? Der sich verändernde Aggregatzustand eines Materials – wer wäre nicht schon dieser Magie erlegen? Flüssiges wird fest, gelenktes Fliessen gerät zum Monolithen. Da ist nichts mehr vom geduldigen «Stein-auf-Stein-Bauen» unserer Urväter. Was sich im Korsett der Schalbretter vollzieht, ist die Alchemie der Baustelle: Der amorphe Erdbrei wird zur Tatsache für Generationen. Nur noch der Zahn ewiger Zeitläufe kann dem entgegenwirken. Wie sich wohl die Ingenieure und Architekten in diesen Hochzeiten des Betons gefühlt haben? Allmächtig? Das Verfahren mit der Materie wird sicher grosse Gefühle ausgelöst haben – wer die Metamorphose von fliessendem Sand, Kies, Wasser und Zement zu jeder noch so kühnen Form beherrscht, muss sich fühlen wie Ikarus vor dem Flug. Seien es die Antoniuskirche in Basel, die Staumauer Grande Dixence, die Atomkraftwerke von Beznau und Leibstadt, der Gotthardtunnel, Supermärkte, Konzerthallen oder Sportpaläste – immer wieder von Menschenhand gemischt und geschaufelt und, wie es im Englischen sehr treffend heisst, «concrete» geworden, zur mineralischen Realität verfestigt.

Doch zwangsläufig hat das Antlitz des «Beinahe- Ewigen» seine Kehrseiten: Der Werkstoff wird so dominant und feindlich wahrgenommen, dass er als personifizierter Überbegriff alles Grauen und Gleichmacherischen herhalten muss. Bösewichte giessen ihre Feinde in Beton, ebenso grauenhaft sind Betonwüsten. Betonlandschaften lassen Schauer aufkommen, massige Mauern sind gute Feindbilder.



Die Staumauer Grande Dixence (© GSK, Photo Michael Peuckert).

Korrigierendes

Wie darauf reagieren? Mit nostalgischem Grün beziehen die einen Stellung gegen das Einerlei in Grau – Rousseau hat solch Unbehagen schon weit vor der Erfindung von Stahl- und Spannbeton erfunden. Man möchte es lieber wieder pastoral und grün statt grau. Weg soll er, der Betonbösewicht mitsamt seiner gräulichen Urbanität. Zurück wieder möchte man sich katapultieren ins Reich, wo Sichtbalken und Lehmputzhäuschen zu häuslicher und intellektueller Gemütlichkeit verhelfen. Geduldet noch ist loser Sand und Kies im kunstvoll angelegten Ziergarten, leicht verbrämt mit Zen und bald noch mit Feng-Shui geadelt. Unsere französischen Nachbarn gehen, zumindest im symbolischen Reinemachen und Sündentilgen, noch einen Schritt weiter. Das offizielle Frankreich sprengt zur besten Sendezeit ganze Wohnquartiere als hilflose Antwort auf die Randalierkultur in den «Cités». Die vom technokratisch-jakobinischen Schreibtisch hübsch daherkommende Idee betonierter «Egalité» hat, überhaupt nicht im Sinne ihrer Autoren, zu Problem- und Ghettozonen mutiert. Es zeigt sich heute, dass der Versuch einer architektonischen Herbeiführung von «Fraternité» ein fatales Fehlversprechen war und dass der damit einhergehenden, von oben verordneten Idee der «Plattenbau-Egalité» eine nur kurze Lebensdauer beschieden war.

Im Feld der Landschaftsgestaltung ist eine Umkehr in den letzten Jahren auch in der Schweiz überdeutlich zu erkennen: Betonierte Flussläufe, wie auf dem Reissbrett geplant, werden wieder naturalisiert, begrünt, befreit und mit viel Grauenergie ins ursprüngliche Sand- und Kiesbett zurückgeführt.

Ambivalentes

Trotzdem: Eine Katharsis, eine Rückkehr zur Natur kommt kaum in Frage - zu waghalsig wären uns Jets auf Graspisten, und Notoperationen anderswo als im klimatisierten und geschlossenen Hightechblock sind undenkbar. Auch Hochhäuser und sauberes Trinkwasser aus Betonzisternen sind für uns selbstverständlich. Und manch einer versteht eben auch die filigrane Autobahnbrücke als aufwertenden Akzent in der Landschaft. Letztlich ist sogar atomarer Strom besser als gar kein Strom, unter der verständlichen Voraussetzung, dass der Kühlturm nicht vor der eigenen Haustüre dampft. Anwendung und Existenz des Betons sind in unserer Zivilisation so tief verwurzelt, so unverzichtbar, wie die Ambivalenz ihm gegenüber tief sitzt. Als Formenbauer, Architekten und Ingenieure, die mit diesem Werkstoff arbeiten, sind wir aber geforderter denn je, dieses Amalgam vernünftig und angemessen einzusetzen - denn es lässt sich alles in Beton giessen, auch das Schlimmste.

Zur Person

Antoine Zraggen

(*1953 in Liestal, Schweiz) Ausbildung als Musiker. Arbeitet seit 30 Jahren als Eisenplastiker. 2008 Ausstellung im Tinguely-Museum Basel.